

Zoran Živković

DER UNMÖGLICHE ROMAN



Zoran Živković

DER UNMÖGLICHE ROMAN



*Zeitgeschenke* erschien 1997 unter dem Titel *Vremenski Darovi, Unmögliche Begegnungen* erschien 2000 unter dem Titel *Nemogući Susreti, Sieben Berührungen der Musik* erschien 2001 unter dem Titel *Sedam Dorida Muzike, Die Bibliothek* erschien 2002 unter dem Titel *Biblioteka, Schritte durch den Nebel* erschien 2003 unter dem Titel *Koraci Kroz Maglu*. Die Originalausgaben erschienen bei Polaris, Belgrad.

© Zoran Živković 1997, 2000, 2001, 2002, 2003

Zoran Živković wird vertreten durch die AVA international GmbH, Germany  
[www.ava-international.de](http://www.ava-international.de)

Erste Auflage 2011

© 2011 für die deutsche Ausgabe: DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Aus dem Serbischen von Margit Jugo und Astrid Philippsen

Umschlag: Zero, München

Gesetzt aus der Dante

Satz: Angelika Kudella, Köln

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Druck und Verarbeitung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8321-9615-8

[www.dumont-buchverlag.de](http://www.dumont-buchverlag.de)

*Für Mia, mit Liebe*



ERSTES BUCH

*Zeitgeschenke*



## DER ASTRONOM

### I

Er musste weg. Weg aus dem Kloster.

Er hätte überhaupt nicht hier sein sollen. Er hatte nie Mönch werden wollen, das hatte er seinem Vater auch gesagt, der aber war unerbittlich gewesen, wie immer, und seine Mutter hatte zu wenig Mut gehabt, zu widersprechen, obwohl sie wusste, dass die Interessen und Begabungen ihres Sohnes auf anderem Gebiet lagen. Von Anfang an hatten die Mönche ihn schlecht behandelt, hatten ihn gepeinigt, gedemütigt und zu den niedrigsten Arbeiten gezwungen, und als sie ihn auch noch nachts aufzusuchen begannen, hielt er es nicht mehr aus.

Er ergriff die Flucht, gefolgt von einer Meute aufgedunsener, wild gewordener Ordensbrüder mit erhobenen Fackeln und hochgezogenen Soutanen, die Patres stießen obszöne Schreie aus und waren sich sicher, dass es kein Entrinnen für ihn gab. Seine Beine wurden schwerer und schwerer, während er angestrengt versuchte, das Klostertor zu erreichen, das sich mit jedem Schritt immer weiter zu entfernen schien und immer unerreichbarer wurde.

Doch dann, als sie ihn schon beinahe eingeholt hatten, blieben die Mönche mit einem Mal wie angewurzelt stehen. Ihr obszönes Geschrei verwandelte sich in angsterfülltes Winseln. Sie begannen sich zitternd zu bekreuzigen und auf etwas zu zeigen, was sich vor ihm zu befinden schien. Er aber sah nichts als das weit geöffnete Tor, hin-

ter dem sich der klare Nachthimmel erstreckte. Es war nur noch ein paar Meter entfernt, und plötzlich fühlte er sich wieder leicht und schnell.

Er wusste, dass sie ihn nun nicht mehr fassen konnten, dass er ihnen entkommen war. Er schritt unter dem Torbogen hindurch, den Sternen entgegen, und verspürte eine große Erleichterung. Doch sein Fuß trat wider Erwarten nicht auf festen Boden, sondern eine weiche, klebrige Brühe, in die er einzusinken begann wie in Treibsand. Er ruderte mit den Armen, aber er fand keinen Halt.

Der schreckliche Gestank, der ihm in die Nase stieg, ließ ihn wissen, wo er hineingeraten war: in die tiefe Grube am Fuße der Klostermauer, in die, durch eine angefaulte Holzöffnung, tagtäglich die unbrauchbaren Innereien geschlachteter Tiere geworfen wurden. Die grausamen Priester hatten ihm nicht selten damit gedroht, auch ihn in die Grube zu werfen, falls er sich ihren kranken Forderungen nicht beugen würde. Eigentlich hätte sich diese Grube auf gar keinen Fall am Eingang zu den heiligen Mauern befinden dürfen, doch aus irgendeinem Grund erschien ihm diese Gotteslästerung weder befremdlich noch unangemessen.

Immer tiefer versank er in dem dichten Geflecht aus aufgeblähten Gedärmen. Erst als sie ihm schon fast bis an die Schulter reichten, bekam er es mit der Angst zu tun. In nur wenigen Augenblicken würde ihn die widerliche Brühe ganz verschlungen haben. Verzweifelt hob er seinen Blick und sah im Schein der entfernten Fackeln hinter ihm die Umrisse einer nackten, knöchernen Gestalt, die lachend am Rande der Grube kauerte und ihn hämisch beobachtete.

Er konnte weder Hörner noch Schwanz erkennen, doch auch ohne diese Merkmale begriff er schnell, wer da vor ihm saß. Nun, da es bereits zu spät war, wusste er, wer den Mönchen die Angst in die Knochen getrieben hatte. Um sich selbst dem bösen Blick des Geschöpfes zu

entziehen, konnte er es mit einem Mal nicht mehr erwarten, unter der schleimigen Oberfläche zu verschwinden. Blut und Gestank riefen keine Übelkeit mehr in ihm hervor. Als letzte Zufluchtsstätte vor dem schlimmsten aller Schicksale schienen sie ihm jetzt sehr kostbar.

Und tatsächlich: Kaum war er in den zähflüssigen Morast eingetaucht, stellte sich heraus, dass er sich nicht wie angenommen zwischen weggeworfenen Eingeweiden von Schweinen, Schafen und Ziegen befand, sondern in der Wärme und Geborgenheit eines Mutterleibes. Er rollte sich darin zusammen, zog seine Knie bis zum Kinn hinauf und wurde von einem Gefühl der Glückseligkeit durchströmt. Hier konnte ihm niemand mehr etwas anhaben, hier war er sicher.

Doch dieser vermeintlich paradiesische Zustand sollte nicht lange währen. Schon bald bohrte sich der dämonische Blick wie ein Pfeil durch das fremde Fleisch und drang bis zu ihm vor. Er versuchte, sich so tief wie möglich in die Gebärmutter zurückzuziehen, doch sein Verfolger gab nicht auf. Als er sich schließlich gegen die dünne Membran presste, die schützend um ihn lag, platzte sie. Er fiel heraus – und erwachte.

Mit ihm waren auch die Augen aus dem Traum herausgefallen, die ihn so durchdringend angesehen hatten und das auch weiterhin taten. In der Dunkelheit konnte er sie zwar nicht sehen, doch auf der Haut spürte er ihre unwirkliche Berührung. Als er wieder ganz zu sich kam, wurde er der Tatsache gewahr, dass er tatsächlich nicht allein in der Zelle war. Er hatte niemanden eintreten hören, obwohl die schmiedeeiserne Tür schrecklich quietschte, da es wohl seit Jahren niemand mehr für nötig befunden hatte, sie zu ölen. Er konnte sich nicht vorstellen, so tief geschlafen zu haben. In der Nacht vor der Hinrichtung fanden eigentlich nur hartgesottenste Verbrecher in den Schlaf, diejenigen, die weder ein schlechtes Gewissen noch der Gedanke an den Tod plagte.

Er hob den Kopf und sah sich verstört um. Obwohl er bereits wusste, dass noch jemand bei ihm in der Zelle war, begann sein Herz noch schneller zu schlagen, als er die Umrisse eines hochgewachsenen Mannes erkannte, der auf den nackten Brettern der gegenüberliegenden Pritsche saß. Ohne das schwache Licht der Fackeln, das vom Gang aus durch den schmalen Türspalt drang und einen Teil des schwarzen Gewands erhellte, hätte er ihn überhaupt nicht sehen können. Und auch so erkannte er lediglich zwei blasse, im Schoß liegende Hände, während der Kopf im Dunkeln verborgen lag und gar nicht zu existieren schien.

Verwirrt fragte er sich, um wen es sich handeln könnte. Wahrscheinlich war es ein Priester. Nur ihnen war es gestattet, Gefangene vor ihrem Gang zur Hinrichtungsstätte zu besuchen. War seine letzte Stunde etwa schon gekommen? Er warf einen Blick auf das verrostete Gitterfenster, doch nichts dahinter ließ auf eine beginnende Dämmerung schließen. Die Nacht war finster und die dunkle Fläche des Fensters hob sich nur schwach vom Zelleninneren ab.

Da er wusste, dass sie ihn nicht vor Sonnenaufgang auf den Scheiterhaufen führen würden, wunderte er sich über die unbewegliche Gestalt ihm gegenüber. Warum war er jetzt schon gekommen? Würden sie ihn schon verbrennen, bevor der Pöbel sich versammelte? Aber welchen Sinn ergäbe das? Öffentliche Hinrichtungen von Ketzern wurden doch gerade für die Masse abgehalten, um möglichst eindrücklich vor Augen zu führen, was diejenigen, die der Kirche zu widersprechen wagten, erwartete. Der Anblick eines Verurteilten, dessen Körper an einen Pfahl gebunden oder genagelt wurde, um sich dann, umgeben von lodernden Flammen, in einem entsetzlichen Toteskampf zusammenzukrampfen, entmutigte selbst einige der kühnsten und aufrührerischsten Geister.

Oder war es womöglich ihr letzter Versuch, ihn dazu zu bewegen,

seine Entdeckung zu widerrufen? Der Kirche käme dies natürlich gelegen, er aber wollte ihr diesen Gefallen auf keinen Fall tun. Ganz im Gegenteil. Sollte er jetzt, da er schon so weit gegangen war, etwa aufgeben? Wenn es das war, worauf sie hinauswollten, bemühten sie sich vergebens.

»Sie haben schlecht geträumt«, ertönte es aus dem unsichtbaren Mund.

Die Stimme war ihm unbekannt. Sie gehörte keiner der Personen, mit denen er während der Untersuchung und vor Gericht zu tun gehabt hatte. Sie klang sanft, was jedoch auch leicht eine Falle sein konnte. Mit der Falschheit der Priester hatte er so seine Erfahrungen gemacht. Die meisten Schwierigkeiten hatten ihm die bereitet, die sich rücksichtsvoll und zuvorkommend gegeben hatten, um dann schlagartig ihr wahres, unbarmherziges Gesicht zu zeigen.

»Wie kommen Sie darauf?«, entgegnete der Verurteilte mit einer Gegenfrage. Seine Glieder waren auf der abgewetzten, schmutzigen Wolldecke, die ihm als einzige Unterlage diente, ganz steif geworden.

»Ich habe ihr unruhiges Zucken im Schlaf beobachtet.«

»Sie haben mich beobachtet, bei dieser Finsternis?«

»Mit der Zeit gewöhnen sich die Augen an die Dunkelheit.«

»Nicht unbedingt. Manche ja, manche nein. Darum bin ich auch hier: weil ich mich geweigert habe, mich an das Dunkel zu gewöhnen.«

Die Hände im Schoß falteten sich, und da bemerkte der Verurteilte, dass der Priester weiße Handschuhe trug. Handschuhe, die zur Ausstattung hoher, kirchlicher Würdenträger gehörten, was bedeutete, dass kein gewöhnlicher Pfarrer bei ihm in der Zelle saß, wie sie Verurteilten auf ihrem Weg zum Scheiterhaufen zur Seite gestellt wurden. Es war also doch noch nicht so weit.

»Und das Licht Ihres Scheiterhaufens wird das Dunkel vertreiben, meinen Sie?« Er klang nicht zynisch, eher bemitleidend.

»Das weiß ich nicht. Ich habe keine andere Wahl.«

»Und auch keine schmerzlichere. Sie hatten doch bereits Gelegenheit, Verbrennungen beizuwohnen, oder nicht?«

»Während meiner Zeit im Kloster mussten wir bei mehreren Hinrichtungen von Frauen zusehen, die der Hexerei bezichtigt wurden, was, wie Sie ja wissen, ein obligatorischer Teil der Mönchsausbildung ist. Nichts inspiriert mehr zu religiöser Hingabe als Angst.«

»Ja, die Angst ist ein mächtiges Werkzeug der Kirche. Sie aber scheinen ihr nicht zu unterliegen.«

Der Verurteilte massierte seinen steifen Hals. Das schlechte Essen, das sie ihm vorsetzten, der abgestandene und feuchte Geruch, der ihn umgab, das unablässige Fiepen und Scharren der ausgehungerten Ratten und Mäuse, die, wie er gehört hatte, unvorsichtigen Gefangenen bisweilen Ohren oder Nase zernagten – all dies konnte er irgendwie noch ertragen. Nichts in diesem modrigen Verlies jedoch machte ihm mehr zu schaffen, als ohne Kissen schlafen zu müssen.

»Was wollen Sie hören? Dass ich mich vor der Verbrennung nicht fürchte? Dass mir der Schmerz, der mich auf dem Scheiterhaufen erwartet, gleichgültig ist? Nur ein Schwachsinniger hätte keine Angst davor.«

»Aber wenn Sie nicht schwachsinnig sind, warum haben Sie es dann so weit kommen lassen?«

»Ich hatte keine andere Wahl. Wie gesagt.«

»Sie hätten nur bereuen und Ihre Meinung öffentlich widerrufen müssen, was das Mindeste ist, das vom Inquisitionsgericht bei schweren, ketzerischen Vergehen gefordert wird. Wenn Sie darauf eingegangen wären, hätten Sie Ihren Titel als königlicher Astronom behalten und auch ihre Schüler weiter unterrichten können.«

»Wer interessiert sich schon für den Unterricht eines königlichen Astronomen, der seine Entdeckung aus Angst widerrufen hat?«

»Die ältere Frage ist doch, warum sie sie überhaupt kundtun mussten. Was wollten Sie damit bezwecken?«

»Was hätte ich denn sonst tun sollen? Sie für mich behalten?«

»Dass Ihre Entdeckung der Lehre der Kirche widerspricht, war Ihnen doch bewusst. Es muss Ihnen also auch klar gewesen sein, dass sie sie mit allen Mitteln verteidigen würde.«

»Ja, natürlich. Aber ich habe auch darauf gesetzt, dass ihr die Hände weitgehend gebunden sein würden.«

»In Anbetracht Ihrer Strafe scheint das ja nicht der Fall zu sein.«

»Aber Sie wissen doch besser als ich, dass mich die Kirche eigentlich gar nicht zum Scheiterhaufen verurteilen wollte. Sie war nur letztlich dazu gezwungen, nachdem alle Versuche, mich zur Zusammenarbeit zu bewegen, fehlgeschlagen waren.«

»Sie machen aber nicht gerade den Eindruck, als wäre wirklich alles versucht worden und als hätten Sie alle Mittel der Inquisition zu spüren bekommen.«

»Ich bin ja auch keine Hexe. Ich musste nicht dazu gezwungen werden, der sinnlosen Anklage gegen mich zuzustimmen. Ich habe nie etwas abgestritten. Und deshalb war das gesamte Verhör auch eher eine Art freundschaftlicher Überzeugungsversuch, obwohl im Hintergrund die ganze Bandbreite an Folterwerkzeugen zum Verstümmeln, Vierteilen, Entstellen, Zerstückeln und Zermalmern bereitlag, wohl um mich zu beeindrucken. Doch keines dieser Instrumente wurde mir auch nur angedroht, geschweige denn gegen mich eingesetzt. Wer nur als Verbündeter von Wert ist, wird keiner Folter ausgesetzt. Was würde es denn auch für einen Eindruck machen, einen Krüppel oder Blinden als königlichen Astronomen zu haben?«

»Auch nicht, wenn diese Verbindung unwiderruflich aufgekündigt wurde? Die Inquisition kann sich ja schwerlich dafür rühmen, Vergeltung und Gnade walten zu lassen.«

»Dafür aber ist sie für ihre Geduld und Raffinesse bekannt. Das Urteil steht fest, aber noch wurde ich nicht verbrannt. Noch ist Zeit. Sie wird bis zuletzt versuchen, meine Gunst wiederzugewinnen. Deswegen sind Sie doch auch hier, oder nicht?«

Vom Gang war zuerst ein Tumult und dann das Rasseln eines Schlüssels im Schloss zu hören. Ein Gefangener, der wie ein Sack in seine Zelle geworfen wurde, stöhnte vor Schmerz auf. Die Inquisitoren erledigten ihre Arbeit meist nachts. Die meisten Verhöre fanden in einem Kellerraum statt, aus dem trotz der dicken Wände bisweilen entsetzliche Schreie drangen, was den anderen Gefangenen, die darauf warteten, ebenfalls nach unten geführt zu werden, die letzte Willenskraft raubte. Nachdem die Tür wieder zugeschlagen worden war, entfernten sich die Wächter. Der eine grummelte dem anderen etwas zu, woraufhin dieser in lautes Gelächter ausbrach, das sich wie ein Donner durch den steinernen Gang zog.

»Aber Sie bleiben natürlich bei Ihrem Entschluss«, sagte die Stimme aus dem Dunkel.

»Ja, natürlich.«

»Warum?«

»Wie meinen Sie das?«

»Sie sind doch alles andere als ein naiver Idealist, dem all dies nur widerfährt, weil er nicht versteht, wie die Welt funktioniert und von welchen Mächten sie gelenkt wird. Im Gegenteil. Alles, was Sie tun, scheint von Anfang an sorgsam durchdacht. Sie haben ein Feuer entfacht, das nur Sie wieder löschen können. Es bedarf großen Geschicks, es mit einer derart erfahrenen Einrichtung wie der Inquisition aufzunehmen und ihr die Hände zu binden, wie Sie sagen. Und es be-

darf radikaler Entschlossenheit, an der es Idealisten im entscheidenden Moment immer fehlt, der Bereitschaft, bis ans Ende zu gehen, koste es, was es wolle. Es ist mehr als verständlich, dass Sie vor dem Schmerz, der Sie auf dem Scheiterhaufen erwartet, zurückschrecken. Trotzdem sind Sie bereit, ihn zu besteigen, und das nur, weil Sie der Kirche so am meisten schaden. Was hat sie Ihnen derart Schlimmes angetan?»

Der Verurteilte richtete sich auf, wobei er einen stechenden Schmerz verspürte, der ihm durch den Rücken fuhr. Er erinnerte sich plötzlich an eine Szene aus seinem Traum. Sie war sehr lebendig, wenn auch starr, wie ein grausiges Bild: die fratzenhaften Gesichter der Mönche, die begierig seiner hilflosen, kleinen Gestalt nachjagten.

»Ist es nicht noch etwas früh für die letzte Beichte?»

»Ich bin nicht hier, um Ihnen die Beichte abzunehmen.«

»Ach ja, richtig. Fast hätte ich es vergessen. Sie sind hier, um mich davon zu überzeugen, meine Meinung zu ändern. Aber wenn Sie wirklich glauben, was Sie gerade gesagt haben, müsste Ihnen klar sein, dass das unmöglich ist.«

»Ja, das ist mir klar.«

»Warum verschwenden Sie dann Ihre Zeit mit mir?»

Von der anderen Seite der Zelle kam nicht gleich eine Antwort. Eine Hand erhob sich aus dem Schoß und griff nach einem Gegenstand auf der Holzpritsche. Kurz darauf hielt sie einen Stock in den flackernden Lichtkegel, der vom Gang aus in die Zelle schien. Der Stock war schwarz und an einem Ende befand sich eine weiße Schnitzfigur.

»Ich habe Zeit im Überfluss.« Die Stimme schien gedämpfter, schwächer.

»Aber ich nicht. Meine Stunden sind gezählt.«

»Ja, richtig. Sie werden bald zum Scheiterhaufen geführt, aber vorher werden Sie ein letztes Mal die Gelegenheit bekommen, das Angebot der Kirche doch noch anzunehmen, was Sie ja, wie wir wissen, ablehnen werden. Obwohl es eigentlich egal ist.«

»Nein, es ist nicht egal. Wenn ich darauf eingehen würde, wäre alles umsonst gewesen.«

»Nein, wäre es nicht. Der Schaden ist bereits entstanden, als Sie Ihre Entdeckung kundgetan haben. Das ist durch nichts wieder rückgängig zu machen. Der Flügelschlag des Schmetterlings hätte verhindert werden müssen, bevor er den Sturm ausgelöst hat. Selbst wenn es der Kirche gelingen würde, Sie als wahren Verbündeten zurückzugewinnen, könnte sie die zerstörerische Wirkung Ihrer Entdeckung nur abschwächen.«

»Und Sie glauben wirklich, dass Sie mich damit von meinem Entschluss abbringen können? Von Ihnen habe ich etwas Überzeugenderes erwartet.«

»Es ist nicht meine Absicht, Sie von Ihrem Entschluss abzubringen. Ich sage nur, wie es ist. Ihre Häresie ist auf fruchtbaren Boden gefallen. Weder Scheiterhaufen noch Reue werden Ihre Schüler davon abhalten, das verbotene Wissen zu verbreiten und zu ergänzen. Einmal in Gang gesetzt, kann der Lauf der Dinge nicht mehr aufgehalten werden, auch wenn die Inquisition alles daransetzen wird, dem entgegenzuwirken. Sie haben den Geist aus der Flasche befreit, und er wird nicht mehr in sie zurückkehren. Dies wird letztlich auch die Kirche einsehen, aber dann ist es zu spät.«

Der Verurteilte versuchte angestrengt, mit seinem Blick das Dunkel zu durchdringen, um das Gesicht seines Gegenübers zu erkennen, doch es wollte ihm einfach nicht gelingen. »Ist es für einen Mann der Kirche nicht ungebührlich, so an ihrer Zukunft zu zweifeln?«

»Warum halten Sie mich für einen Mann der Kirche?«

Eine tiefe Stille breitete sich in der Zelle aus. Es dauerte eine Weile, bis der Verurteilte begriff, dass irgendetwas nicht stimmte. In den vielen einsamen Nächten, die er in diesem Verlies verbracht hatte, war immer etwas zu hören gewesen: das Gewimmer aus einer Nachbarzelle, das Quietschen verrosteter Scharniere, das Gemurmel der Wächter, gedämpfte, flehende Schreie aus dem Keller, das Rascheln der Mäuse und Ratten, das Knacken der Holzbretter seiner Pritsche oder entfernte Stimmen von draußen. Auf rätselhafte Weise waren alle diese Geräusche auf einmal verschwunden.

»Wer sind Sie?« Das Dunkel blieb stumm, und mit einem Mal spürte der Verurteilte wieder den bohrenden Blick aus seinem Traum. »Der Teufel?« Diese Worte waren so leise, dass er nicht wusste, ob er sie wirklich laut ausgesprochen oder nur gedacht hatte.

»Wäre das so schlimm?« Die Stimme klang unverändert sanft. »Wenn ich der Teufel bin, sind wir auf derselben Seite und haben einen gemeinsamen Feind.«

»Warum ... warum sind Sie hier? Was wollen Sie von mir?« Er fühlte sich versucht, sich zu bekreuzigen, was ihm jedoch im letzten Moment irgendwie unangemessen schien.

»Nichts. Im Gegenteil. Ich möchte Ihnen etwas schenken. Eine Art Unterpfand unserer Verbundenheit. Eine Reise.«

»Eine Reise?«

»Keine Sorge, Sie werden die Zelle nicht verlassen und auch rechtzeitig wieder zurück sein, bevor Sie weggeführt werden.«

»Was soll das für eine Reise sein, bei der ich diesen Ort nicht verlasse?«

»Die einzig mögliche, angesichts der Umstände: eine Zeitreise.«

Der Verurteilte kniff die Augen zusammen. Das alles geschah doch nicht wirklich. Es musste ein Traum sein. Doch wider Erwarten gab es

kein Erwachen. Er kniff sich in die Wange. Der Schmerz war echt. Zu echt sogar.

»Aber ... ich ... will nirgendwo hin.«

»Es wird Ihnen gefallen. Ganz bestimmt. Die Zukunft hält angenehme Überraschungen für Sie bereit.«

»Die Zukunft?«

»In ungefähr dreihundert Jahren.«

»Was soll ich denn in ... der Zukunft?«

»Zunächst einmal Ihre Neugier befriedigen. Interessiert es Sie denn nicht, ob Sie tatsächlich über die Kirche triumphieren werden? Auch wenn Sie sehr selbstbewusst wirken, müssen Sie doch noch ein Fünkchen Zweifel in sich haben. Was, wenn Sie sich umsonst opfern?«

»Aber gerade haben Sie doch gesagt, dass mein Opfer nicht vergebens ist. Und dass meine Schüler ...«

»Eben waren Sie davon noch nicht überzeugt. Und außerdem: Können Sie dem Teufel wirklich vertrauen, auch wenn er auf Ihrer Seite steht?«

»Und womit soll mich die Zukunft überzeugen? Was werde ich dort sehen?« Noch während er diese Frage stellte, kam er sich lächerlich vor. Er hatte sich leichtfertig in dieses absurde, unsinnige Gespräch verwickeln lassen. Wo war sein Scharfsinn geblieben, auf den er immer so stolz gewesen war? Hatte er den Verstand verloren? Wie er gehört hatte, kam dies vor Hinrichtungen gelegentlich vor. Die Angst konnte verrückt machen.

»Fragen Sie lieber, was Sie nicht sehen werden. Zum Beispiel wird auf dieser Anhöhe kein Kloster mehr stehen. Oder besser gesagt: Seine Mauern werden die Zeit überdauern, aber die dunklen, feuchten Zellen, die verrotteten Gänge und die Folterkammer im Keller werden verschwinden.«

»Das Kloster verfällt?«

»Im Gegenteil. Es wird umgebaut.«

»Warum?«

Der Antwort ging ein kurzes Schweigen voraus, als sei sein Gegenüber unschlüssig und zögere. »Das würden Sie letztlich auch ohne meine Hilfe herausfinden, denke ich, obwohl es Ihnen sicher merkwürdig vorkommen wird. Doch ich bereite Sie lieber schon einmal darauf vor. Sie werden nicht viel Zeit haben, und die Zukunft kann ziemlich ermüdend sein. In der Zeit, die Sie besuchen werden, wird an der Stelle des Klosters eine Sternwarte stehen.«

Er wusste, dass eine Antwort von ihm erwartet wurde und er etwas erwidern musste, doch er brachte kein Wort über die Lippen. Seine Stimmbänder zitterten und versuchten, die vielen wirren Fragen, die in ihm aufstiegen, in Laute umzuwandeln, aber seine Kehle war wie zugeschnürt, sodass kein einziger Ton aus ihm herauskam. Er starrte nur wortlos ins Leere.

In der wieder eingelehrten Stille stellte der weiße Handschuh den Stock an der Pritsche ab und verschwand in den Tiefen des schwarzen Gewands. Dort schien er nach etwas zu tasten, bevor er mit einem runden, flachen Gegenstand wieder hervorkam. Dieser schimmerte golden und hatte eine gravierte Oberfläche. Als der Daumen an der Vorderseite entlangstrich, sprang ein Deckel auf.

Aus dem Dunkel wurde dem Verurteilten eine Uhr entgegengehalten, dieser jedoch verharrte in seiner Position. Nicht, weil er unschlüssig war. Nein, der Krampf, der gerade noch seine Kehle gelähmt hatte, hatte sich jetzt auf seinen ganzen Körper ausgeweitet. Er wollte sich aus der Erstarrung lösen, irgendetwas tun. Schließlich konnte er nicht ewig wie festgewachsen dasitzen, doch seine Muskeln versagten ihm den Dienst.

»Da ist noch etwas, was Sie wissen sollten, bevor Sie sich auf den

Weg machen. Es wird Ihnen gefallen, glaube ich. Die Sternwarte wird Ihren Namen tragen.«

Ohne es wirklich zu wollen, nahm er die ihm angebotene Uhr entgegen. Es war, als nähme ein anderer das Geschenk des Teufels an, als sei er selbst nur ein Zuschauer. Er hätte den unbesonnenen Sünder warnen und davon abbringen sollen, sich auf diesen Wahnsinn einzulassen, dieser aber hätte ohnehin nicht auf ihn gehört. Seine Seele war bereits verloren, es war egal. Für ihn kam jede Hilfe zu spät.

Das Ziffernblatt strahlte weiß. In der finsternen Zelle wirkte es wie ein Leuchtturm, der die Aufmerksamkeit der Seefahrer auf sich zieht, wie das Licht einer Kerze, das Insekten anlockt, wie ein Stern, auf den sich Teleskoplinsen richten. Die beiden verschnörkelten Zeiger standen im rechten Winkel zueinander und bildeten ein »L«.

## II

Den Blick starr auf die leuchtende Oberfläche gerichtet, bemerkte er nicht, was um ihn herum geschah. Ein Licht blitzte auf, Schatten, unwirklicher als Geister, huschten durch die Zelle, und ehe er sich's versah, löste sich die Erscheinung auf der gegenüberliegenden Pritsche in Luft auf. Erst als durch das hohe Gitterfenster überraschend Tageslicht drang, schien er wieder zu sich zu kommen.

»Ist es nicht noch zu früh?«, fragte er sich und hob verwirrt den Blick. Doch das war erst der Anfang. Kaum waren seine Lider über die Augäpfel gerutscht, war es jenseits des Fensters bereits wieder dunkel. Sein Verstand wollte das Offenkundige abstreiten, doch das Kind in ihm, das sich, wenn es von etwas verzaubert war, nicht darum kümmerte, was möglich war und was nicht, siegte.

Nach weiteren schnellen Wechseln zwischen Licht und Dunkel hatte das Kind sich an dem monotonen Farbspiel sattgesehen und der Wissenschaftler in ihm widmete sich endlich der Lösung des Rätsels. Natürlich gab es nur eine mögliche Erklärung. Doch um diese zu akzeptieren, musste er geradezu blind an das Unmögliche glauben.

In atemberaubender Geschwindigkeit wechselten vor ihm Tag und Nacht. Die Fragen aber, die sein Verstand in ihm aufwarf, durfte er nicht stellen. Dieses Recht hatte er in dem Moment verwirkt, als er nach der Uhr gegriffen hatte. War das »wie« außerdem überhaupt von Bedeutung? Wenn man so in die Zukunft reiste, sollte es eben so sein.

Er hatte genug von diesem hypnotisierenden Tag-und-Nacht-Spiel gesehen. Er blickte sich um. Im ersten Moment dachte er, die schwindelerregende Jagd durch die Zeit wäre plötzlich zu Ende. Nichts bewegte sich, alles schien fest und unveränderlich. Schnelle Veränderungen konnte es hier nicht geben, denn die Klostermauern waren schließlich darauf angelegt, der Zeit zu trotzen.

Einige Gegenstände in der Zelle waren jedoch aus weniger beständigem Material. Gebannt beobachtete er, wie die Bretter der gegenüberliegenden Pritsche allmählich aufquollen, bis sie auseinanderfielen und sich nach und nach ein formloser Haufen auf dem Boden bildete.

Hastig sprang er von seiner Pritsche auf, als ihm bewusst wurde, dass die Bretter unter ihm sicher dasselbe Schicksal ereilen würde. Und tatsächlich: Auch sie endeten als Ansammlung verrotteter Holzfasern. Gespürt hatte er allerdings nichts. Wäre ihm dieser Gedanke nicht gekommen, säße er noch immer seelenruhig an seinem Platz, mitten in der Luft.

Die Tür war aus wesentlich dickerem Holz, doch letztendlich erlag auch sie den Kräften des Zerfalls. Zuerst fielen die Stahlbeschläge

ab, dann gaben die Scharniere nach, und es bildeten sich Risse, Furchen und Löcher. Die Zelle war nun kein Verlies mehr. Die Freiheit jenseits der Türschwelle jedoch erwies sich als undurchdringliches Dunkel, keine Fackel erhellte mehr den Gang.

Der Gedanke an die Freiheit rief ihm die vielen Gefangenen ins Bewusstsein, die nach ihm hier vor sich hin vegetiert haben mussten. Bei der rasenden Geschwindigkeit, mit der er sich durch die Zeit bewegte, konnte er sie natürlich nicht sehen, hier und da jedoch glaubte er jemanden in der Zelle wahrzunehmen. In den dunklen Intervallen der Nacht schienen sich auf der gegenüberliegenden Pritsche unebene Konturen abzuzeichnen, doch die Erscheinung währte zu kurz, um auch nur annähernd etwas erkennen zu lassen. Im flackernden Licht der Tage schienen zeitweise undeutliche Bewegungen vor ihm auf, die jedoch ebenso ungreifbar wirkten wie im Augenwinkel wahrgenommene Blitze.

Die Decke über ihm verflüchtigte sich so unerwartet, dass ihm nicht einmal die Zeit blieb, einen Überraschungsschrei auszustoßen. Im einen Moment war sie noch da und schon im nächsten plötzlich spurlos verschwunden, als hätte ein Riese sie wie einen großen Deckel von den Klostermauern gehoben. Gleichzeitig lösten sich auch die Innenwände auf, sodass nur noch die dicken Außenwände stehen blieben.

Nun, da sich der ganze Himmel über ihm wölbte, bot sich ein noch viel überwältigenderes Lichterschauspiel als zuvor, da er die schnellen Wechsel von Tag und Nacht nur durch den kleinen Fens-  
terausschnitt beobachtet hatte. Es war, als flüsterte das weite Universum ihm eilig eine geheime Botschaft zu ...

Doch ihm blieb keine Zeit, dieses Geheimnis zu ergründen. Auf ebenso wundersame Weise, wie sie verschwunden war, kehrte die Decke nach nur wenigen Augenblicken wieder zurück, wenn auch

in völlig neuer Form. Er fand sich in einem großen, geschlossenen Raum wieder, über dem sich eine gewaltige Kuppel erhob. Derartige Gewölbe zierten eigentlich nur Kathedralen, hier aber musste es sich um etwas anderes handeln, denn die Kuppel einer Kathedrale wies mit Sicherheit keinen breiten Spalt in ihrer Mitte auf, geschweige denn ein langes, durch dieses Loch gen Himmel gerichtetes Rohr.

Er bemerkte das Ende der Zeitreise nicht sofort. Den Blick auf die längliche, gewölbte Öffnung gerichtet, die sich über ihm erstreckte, wurde er sich erst viele Herzschläge später bewusst, dass der schnelle Lichtwechsel aufgehört hatte. Der nunmehr gleichbleibende Nachthimmel über ihm war von Sternen übersät, ein Anblick, wie er sich oft bei dünner Höhenluft bot.

Ein klickendes Geräusch in seiner Hand riss ihn aus den Gedanken. Er hatte die Uhr, die die ganze Zeit auf seiner ausgestreckten Hand gelegen hatte, völlig vergessen. Nun, da sie ihren magischen Auftrag erfüllt hatte, war sie wieder zugefallen. Zuerst wollte er sie in die Tasche stecken, beschloss dann aber, sie in der Hand zu behalten, da ihm Ersteres zu respektlos erschien.

Zögerlich sah er sich im Halbdunkel des großen Raumes um. Sein Blick fiel auf rätselhafte Gegenstände, deren Zweck er nicht zu erfassen vermochte, und da erinnerte er sich an die Worte des Teufels, daran, dass er gesagt hatte, er würde letztlich selbst herausfinden, dass er sich in einer Sternwarte befinde. Er hatte ihn wohl ziemlich überschätzt. Hier gab es nichts, was ihm auch nur annähernd bekannt vorkam: weder ein Teleskop noch einen Sextanten, weder eine Sternenkarte noch ein Messingmodell des Sternensystems.

Stattdessen bestand ein großer Teil der Fassade aus ungewöhnlichen Fenstern. Sie leuchteten in verschiedenen Farben, um Tageslicht aber konnte es sich nicht handeln, da es draußen dunkel war.

Über die Fenster bewegten sich merkwürdige Muster. Vorsichtig trat er an die Wand heran, um sie näher zu betrachten. Es stellte sich heraus, dass es sich um endlose, gelbe Zahlenreihen handelte, die quer über einen blauen oder roten Hintergrund liefen. An einem Ende traten sie hervor, um am anderen Ende wieder zu verschwinden, ohne dass irgendwo ein Schreibgerät zu sehen war, von dem sie aufgezeichnet wurden.

Völlig gebannt von diesem eindrücklichen Anblick, dessen Bedeutung er nicht einmal zu erahnen wagte, wäre er noch lange in seiner Position verharret, hätte er nicht plötzlich leise Stimmen hinter sich vernommen. Verstört zuckte er zusammen. Im ersten Moment verspürte er den instinktiven Drang, sich irgendwo zu verstecken, doch dafür war keine Zeit mehr. Als er sich umdrehte, erblickte er nur wenige Schritte entfernt zwei hochgewachsene Gestalten – eine Frau und einen Mann –, die in langen, weißen Gewändern auf ihn zukamen und sich gedämpft unterhielten.

So starr und entgeistert, wie er vor ihnen stand, mussten sie ihn unweigerlich bemerkt haben. Doch sie gingen einfach an ihm vorbei, ohne seiner auffälligen Erscheinung Beachtung zu schenken. Als wäre er unsichtbar. Noch lange blieb er wie gelähmt stehen, und während es in seinen Schläfen pochte, versuchte er, das Unmögliche irgendwie zu begreifen.

Die Gestalten in Weiß traten an ein unbeleuchtetes Fenster, das wesentlich größer war als die anderen, und begannen mit ihren Fingern über kleine Erhebungen zu streichen, die sich direkt darunter befanden. Unversehens leuchtete das Fenster auf. Doch es erschienen keine Zahlenreihen darauf, wie bei den anderen Fenstern. Stattdessen wurde ein Bild erkennbar, mit dem der Verurteilte endlich etwas anfangen konnte. Zwar wirkte das Sternenfeld weitaus dichter, heller und schärfer, als es ihm vertraut war, doch im Grunde unter-

schied es sich nicht von dem, was er auch schon durch sein kleines Teleskop beobachtet hatte.

Aber wie konnte ein und dasselbe Bild in diesem Fenster und in seinem Teleskop erscheinen? Was war das für ein Fenster? Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Wesentlich länger dauerte es, bis er sie auch zu glauben bereit war. Wieder fuhren die Gestalten mit ihren Fingern über die Erhebungen, und das Bild begann sich zu wandeln. Worin diese Veränderung bestand, wusste er, doch wie sie herbeigeführt worden war, war ihm unbegreiflich. Denselben Effekt hatte auch er erzielt, wenn er sein Teleskop langsam nach oben schwenkte: Die Sterne am unteren Rand verschwanden, während von oben neue ins Bild traten. Das Fenster aber hatte sich kein Stück bewegt.

Hinter sich vernahm er ein Summen. Es war sehr schwach, wie das entfernte Geräusch einer Fliege. Wahrscheinlich hätte er sich gar nicht danach umgedreht, wäre ihm – in gespannter Vorahnung – nicht ein Schauer über den Nacken gelaufen. Hinter ihm schien etwas Bedeutsames vor sich zu gehen.

Das schwere Rohr, das sich in der Kuppel befand, hob sich langsam dem Zenit entgegen, ohne dass in irgendeiner Weise zu erkennen war, von welchen Kräften es angetrieben wurde. Es schien sich von ganz allein nach oben zu richten, ohne Seil und Winde.

Noch bevor es im Siebzig-Grad-Winkel stehen blieb, begriff er, was er vor sich sah. Der Teufel hatte ihn wohl doch nicht überschätzt. Eigentlich war alles nur eine Frage der Dimension. Auch wenn das Teleskop riesige Ausmaße hatte, wich es von seiner ursprünglichen Form nicht ab. Was ihm jedoch ein Rätsel war, war das versetzte Okular. Statt an der einzig möglichen Stelle am unteren Ende des Rohrs befand es sich an der Wand und glich einem großen Fenster, das für jeden sichtbar war.

Das Bild blieb für einen Augenblick unverändert und wandelte sich dann erneut. Dieses Mal glitten die Sterne zu allen Seiten aus dem Sichtfeld, als schösse das Rohr wie von Zauberhand geleitet mit unglaublicher Geschwindigkeit in die Höhe, obwohl es wie zuvor in seiner Position verharrte. Immer tiefer drang es in die schwarze Weite vor, der unerreichbaren Unendlichkeit entgegen.

Es war ein berauscher, ein überwältigender Anblick. Und dann, als wäre all dies noch nicht genug, ertönte plötzlich Musik. Die Frau in Weiß war kurz an ein kleineres Fenster herantreten, hatte dort etwas berührt, und noch im selben Moment wurde der Raum von einem himmlischen, kristallklaren Klang durchflutet. Nirgends waren Musiker oder Instrumente zu sehen. Es war unmöglich, doch das kümmerte ihn nicht. Denn soeben durchlebte er etwas, was nur ein Mal im Leben möglich war: Er fuhr gen Himmel auf.

Zwei Glanzmomente verschmolzen zu einem. In der Mitte des Bildes befand sich ein Punkt, der immer größer und größer wurde. Zuerst war es nur ein Stern unter vielen, dann ein kleiner Kreis und schließlich ein Ring, der in eine filigrane Blüte zerbarst, die das gesamte Fenster ausfüllte. Im selben Moment, als sich die rötlichen, aus nebelhafter Materie gewebten Blütenblätter öffneten, erreichte die Musik ihren dramatischen Höhepunkt und begrüßte mit überschäumender Glückseligkeit den sich enthüllenden gelben Kern – das verborgene Auge des Schöpfers selbst.

Es störte ihn nicht, als alles um ihn herum mit einem Mal in Stille erstarrte. Er wusste, dass dieser Augenblick kommen und der Deckel der Uhr wieder aufspringen würde. Kaum war die göttliche Erscheinung verschwunden, war der Moment der Umkehr gekommen. Wie viel mehr hatte er sich auch erhoffen dürfen?

Die Rückreise scheint immer kürzer als der Hinweg. Weder Überraschung noch Wunder verlangsamten die Zeit. Obwohl er ehrfürch-

tig verfolgte, wie sich die Phänomene in umgekehrter Reihenfolge wiederholten – das Verschwinden der Kuppel, die Rückkehr des Gitterfensters, das plötzliche Wiederauftauchen der Decke und der Innenwände, die Rückverwandlung der Tür und der Pritschen, der flackernde Wechsel von Tag und Nacht –, schweiften seine Gedanken ab.

Wirre Gedanken, aus denen sich nach und nach eine entscheidende Frage herauskristallisierte.

Die Reise endete abrupt. Im ersten Moment waren seine Augen von den Lichtblitzen noch geblendet, sodass er auf der anderen Seite der Zelle niemanden erkennen konnte. Was, wenn er nicht mehr da war? Wenn er nur mit ihm gespielt hatte? Das sähe dem Teufel durchaus ähnlich. Dann würde er nie erfahren ...

»Nun?«, erklang die sanfte Stimme aus dem Dunkel.

In der wiederhergestellten nächtlichen Stille versuchte er vergeblich, einen Seufzer der Erleichterung zu unterdrücken. »Sie haben doch gesagt, dass die Sternwarte meinen Namen tragen wird.« Er hatte keine Zeit, drumherumzureden. Er musste sofort zur Sache kommen.

»Ja.«

»Warum?«

»Wie meinen Sie das?«

»Wegen meiner Entdeckung? Oder weil ich sie nicht widerrufen wollte und deshalb verbrannt wurde?«

»Sowohl als auch. Obwohl, eigentlich doch mehr aufgrund Ihres Opfers. Sie müssen wissen, dass Ihre Entdeckung in der Zeit, die Sie gerade besucht haben, nur noch historischen Wert hat. Sie wird zwar nicht widerlegt, verliert aber an Aktualität und Bedeutung und gerät fast in Vergessenheit. Wie Sie sehen konnten, wird sich bis dahin vieles ändern. An die Verbrennung aber wird man zurückdenken.«

Von irgendwo im Innern des Klosters hallten dumpfe, schwere Schritte. Sie stammten nicht nur von den beiden Wächtern. Es war eine größere Gruppe von Menschen, die sich durch die Gänge bewegte.

»Dann habe ich also keine Wahl?«, fragte der Verurteilte. »Wenn die Sternwarte aufgrund meiner Verbrennung nach mir benannt wird, dann bedeutet das doch, dass es kein Entrinnen für mich gibt. Aber noch habe ich die Möglichkeit, diesem Schicksal zu entgehen. Noch habe ich meinen freien Willen. Da, sie kommen. Was, wenn ich die Frage, ob ich meine Entdeckung widerrufen möchte, mit Ja beantworte? Es würde mir den Scheiterhaufen ersparen, aber würde es nicht auch die Zukunft verändern? Andererseits kann sie doch gar nicht verändert werden, ich habe sie ja mit eigenen Augen gesehen.«

Das ächzende Geräusch einer sich öffnenden Gittertür drang bis in die Zelle.

»Ja, richtig. Was Sie gesehen haben, ist tatsächlich unveränderbar. Denn Sie haben nur gesehen, was unweigerlich passieren wird, nur das, worauf Sie keinerlei Einfluss mehr haben. Aber dass die Sternwarte Ihren Namen trägt, haben Sie nicht gesehen.«

Der Verurteilte wollte etwas erwidern, doch seinem halb geöffneten Mund entwich kein einziger Laut. Inzwischen hatte er sein Augenlicht wieder ganz zurück, sodass er nun, im Dämmerlicht, das durch das hohe Fenster in die Zelle drang, die Umrisse seines Gegenübers besser erkennen konnte. Sein Kopf sah aus, als befände sich ein hoher Gegenstand darauf.

»Nein, ich habe Sie nicht angelogen, wenn Sie das denken«, fuhr er fort. »Die Sternwarte wird wirklich nach Ihnen benannt, wenn Sie auf den Scheiterhaufen gehen. Doch wenn nicht, wird sie den Namen eines anderen tragen. Den Namen eines Ihrer Schüler beispiels-

weise, der mehr Mut beweist. Es ist nicht vorherbestimmt. Ihr freier Wille allein wird den Ausschlag dafür geben. Sie haben die Wahl zwischen dem grausamen Flammentod und dem Leben eines reumütigen königlichen Astronomen unter dem Schutz der Kirche, das einzig von der Verachtung einer Handvoll Schüler und vielleicht auch von einem schlechten Gewissen getrübt werden wird. Zwischen ihrem eigenen Ruhm und der weisen Einsicht, dass es im Grunde egal ist, wessen Namen die Sternwarte tragen wird. Ich beneide Sie nicht um diese Entscheidung. Sie ist alles andere als leicht.«

Die dumpfen Schritte machten direkt vor seiner Zellentür halt, und das rasselnde Geräusch eines sich öffnenden Schlosses drang in die Ohren des Verurteilten.

»Sie wissen, wie ich mich entscheiden werde«, sagte der Verurteilte leise. Es war mehr eine Behauptung als eine Frage.

»Ja«, erwiderte die sanfte Stimme.

Die ungeöhlten Scharniere quietschten laut auf, und mit erhobener Fackel trat die massige Gestalt des Schließers ein, gefolgt von zwei Inquisitoren, die in violette Gewänder gekleidet waren, wie sie nur von hohen Geistlichen getragen wurden. Auch der Soldat, der als Letzter eintrat, hielt eine Fackel in der Hand. Die übrigen drei Soldaten warteten im Gang.

Mit halb zugekniffenen Augen musterte der Verurteilte im flackernden Feuerlicht die Gestalt auf der gegenüberliegenden Pritsche. Der merkwürdige Gegenstand auf dem Kopf des Mannes entpuppte sich als zylinderförmiger Hut mit breiter Krempe, dessen Schatten das ganze Gesicht verdeckte.

Er hatte nicht damit gerechnet, dass er bleiben würde. Wollte er riskieren, von den anderen entdeckt zu werden? Doch niemand beachtete ihn, es schien, als wäre er für die anderen überhaupt nicht anwesend, als wäre er unsichtbar. Unter normalen Umständen wäre

er wohl fassungslos gewesen, doch angesichts der jüngsten Erlebnisse nahm er diese Merkwürdigkeit als natürlich hin.

»Wohl denn, Lazarus«, wandte sich der erste Geistliche in offiziellem Tonfall an ihn, »hiermit fragen wir dich ein letztes Mal: Bist du bereit, zu widerrufen und die Lehre der Heiligen Mutter Kirche reumütig anzunehmen?«

Der Verurteilte blickte zu der schwarz gekleideten Gestalt, die wie versteinert dasaß: stumm und mit geneigtem Kopf, wie ein eingeschlummerter Greis, die Hände auf den Stock gestützt. Sie wirkte teilnahmslos, als hätte sie mit alldem nichts zu tun, als ginge es sie nichts an, was hier geschah. Vor Spannung und Erwartung wurde die Stille immer tiefer.

Endlich drehte sich der königliche Astronom langsam zu den Inquisitoren um und antwortete mit einer Silbe.

## DIE PALÄOLINGUISTIN

### I

Ein lautes Klopfen durchbrach die Stille und schreckte sie auf. Sie hatte keine Schritte auf dem Flur vor ihrer Klausur vernommen. Wahrscheinlich war sie wieder einmal eingeknickt. Ihr Kopf war nach vorne gesackt, der Metallrahmen ihrer runden Lesebrille auf ihre Nasenspitze gerutscht. Vor ihr, auf dem Schreibtisch, lag im Lichtkegel der Lampe ein aufgeschlagenes Buch, an dessen Titel sie sich in ihrer Verschlafenheit nicht gleich erinnern konnte. In letzter Zeit schlief sie beim Arbeiten oftmals ein, was ihr sehr unangenehm war. Nicht, weil sie befürchtete, in dieser unschicklichen Lage entdeckt zu werden. Davor musste sie keine Angst haben. Sie bekam fast nie Besuch. Von den Studenten nicht, und von ihren Kollegen noch weniger. Nein, es war ihr vor ihr selbst peinlich.

Es klopfte wieder. Verhalten und zögerlich. Jedenfalls nicht so laut, wie es ihr beim ersten Mal vorgekommen war. Verwirrt sah sie sich um und fragte sich, wie spät es wohl sei. Die Klausur hatte nur ein Fenster, mit Blick zum Lichtschacht – eine ziemlich unpassende Bezeichnung für diese enge Öffnung, die sich vom Dach bis zum Keller durch die Mitte des Gebäudes zog und in der es selbst an den sonnigsten Tagen im Jahr nur halbdunkel war.

Es gab eine weitere, einfachere Möglichkeit, die Uhrzeit festzustellen, doch es würde einige Minuten dauern, in dem Chaos der vielen kleinen und großen Gegenstände, die sich über den ganzen

Schreibtisch verteilen, ihre Armbanduhr zu finden. So lange aber konnte sie den Besucher, wer immer es auch war, nicht warten lassen. Denn Besucher waren rar und daher hoch geschätzt.

»Ja, bitte«, sagte sie und wiederholte sich noch einmal, da ihr schien, zu leise gesprochen zu haben: »Ja, bitte.«

Sie konnte die Gestalt in der Tür nicht erkennen. Das Neonlicht aus dem Flur strahlte den Besucher von hinten an, doch selbst wenn es von vorne gekommen wäre, hätte sie ohne ihre Fernsichtbrille, die sich ebenfalls irgendwo im Durcheinander auf dem Schreibtisch befand, nicht viel erkennen können. Alles, was sie anhand der verschwommenen Umrisse zweifelsfrei feststellen konnte, war, dass es sich um einen großen Mann handeln musste, der in einen dunklen Umhang gehüllt war.

Sie überlegte kurz, doch ihr fiel niemand ein, auf den diese Beschreibung zutraf. Was allerdings nichts heißen musste. Denn ihr Gedächtnis war, wie sie mit fortschreitendem Alter feststellen musste, äußerst unzuverlässig geworden. Vor allem, was die jüngere Vergangenheit betraf. Von der fernen Vergangenheit hatte sie ein weitaus klareres Bild, was angesichts ihrer Tätigkeit nicht unpassend war. Doch egal. Nach den ersten Worten des Besuchers würde sich schon alles aufklären. Gesichter hatte sie sich ohnehin noch nie merken können. Stimmen hingegen vergaß sie nie. Diese Fähigkeit hatte der demütigende Schleier der Vergesslichkeit gnädig verschont.

»Es war schwer, Sie zu finden. Sie sitzen ziemlich abgeschieden, hier im Souterrain.«

Sie hörte die Stimme zum ersten Mal. Tief und langgezogen war sie, fast melodisch. Es war unmöglich, sich nicht an sie zu erinnern. Selbst für jemanden ohne ihre Begabung.

»Ach, das macht nichts. Wenn man nicht gesucht wird, spielt es keine Rolle, wo man ist. Sie sind sich sicher, dass Sie hier richtig sind?«

»Hier ist doch das Kabinett für Paläolinguistik, oder?« Es war mehr eine Behauptung als eine Frage.

»So kann man es sagen. Es ist vielmehr das, was davon übrig geblieben ist. Früher, in besseren Zeiten, hat einmal ein Messingschild darauf hingewiesen, doch seit wir hierherverlegt wurden, hat es wohl niemand mehr für nötig erachtet, es wieder anzubringen. Oder sie erwarten, dass ich mich darum kümmere.«

Der Besucher, der immer noch in der Tür stand, sah sich im Halbdunkel des kleinen Zimmers um. Drei der Wände waren mit Eisenregalen bestückt. Die Bücher und Zeitschriften darin lagen kreuz und quer und stapelten sich mehr, als dass sie säuberlich einsortiert waren. An der vierten Wand, neben dem Fenster, stand eine schmale Vitrine, die bis zu den Wasserrohren an der niedrig liegenden Decke reichte und mit angebrochenen Figuren, Tonscherben und den Überresten primitiver Steinwerkzeuge gefüllt war. Auch sie lagen unsortiert übereinander, als wäre die Vitrine eine Art Abstellkammer. Unter dem Fenster, neben dem Schreibtisch, stand ein unter Zeitungen begrabener Holzhocker, auf dem sich eine Kochplatte mit einem Teekessel befand. Verstreut lagen mehrere gebrauchte Teebeutel daneben, die kleinen, gestrandeten Fischen glichen.

»Genau so habe ich es mir vorgestellt«, sagte der Mann schließlich.

»Das hier haben Sie sich vorgestellt?«, antwortete sie.

»Ja, Ihre Klausur. Den Ort, an dem Sie arbeiten.«

Sie kniff die Augen halb zusammen, um schärfer sehen zu können. »Soll ich das als Kompliment oder als Kritik auffassen?«

»Als Kompliment, natürlich. Was sonst könnte ein Bewunderer wie ich damit meinen?«

Im ersten Moment wusste sie nicht, was sie ihm entgegen sollte. Langsam nahm sie ihre Lesebrille ab und legte sie auf den Tisch. Als

sie schließlich antwortete, schwang ein Vorwurf in ihrer Stimme mit:  
»Wenn das ein Scherz sein soll, ist er nicht sehr gelungen.«

»Warum denken Sie, dass ich scherze?«

»Ich habe keine Bewunderer. Und hatte auch nie welche.«

»Aber Ihre Arbeit ist doch bewundernswert.«

Vom langen Sitzen waren ihre Beine ganz taub geworden. Sie erhob sich aus dem Sessel und begann, im Durcheinander auf dem Tisch nach ihrer zweiten Brille zu kramen. Nachdem sie eine Weile vergeblich gesucht hatte, winkte sie verärgert ab, hob ihren verschwommenen Blick zur Tür und sagte nervöser als beabsichtigt: »Jetzt kommen Sie schon herein. So können wir uns doch nicht unterhalten.«

Er trat ein, zog die Tür hinter sich zu und blieb, nach einer Sitzgelegenheit Ausschau haltend, unschlüssig stehen. Neben dem Tisch stand ein zweiter Sessel, doch darauf lag ein Stapel zerfledderter Mappen und eine größere Steinfigur, die mit viel Fantasie die Rundungen eines weiblichen Rumpfes erkennen ließ.

»Legen Sie einfach alles auf den Boden, irgendwohin«, sagte sie zu ihm, als sie seine Unsicherheit bemerkte.

Vorsichtig, als halte er eine Reliquie in Händen, folgte er ihrer Aufforderung. Die Federn des Sessels ächzten, als er sich auf ihm niederließ.

Da er ihr nun näher war und sich teilweise im Lichtkegel der Tischlampe befand, konnte sie auch ohne Fernsichtbrille einige Details erkennen, die sie vorher nicht wahrgenommen hatte. In seinen Schoß legte der Mann einen Melonenhut, einen Stock mit verziertem Griff und ein Paar weiße Handschuhe. Sie hatte noch nie viel Wert auf Kleidung gelegt und auch nie darauf geachtet, wie jemand gekleidet war, dieser Anblick jedoch erschien ihr seltsam. Als wäre der Besucher einem alten Theaterstück entsprungen, dachte sie und musste schmunzeln.

Der Mann musterte sie. Sein prüfender Blick machte sie nervös. Unbewusst zupfte sie, während sie überlegte, was sie dem Unbekannten sagen könnte, an ihren grauen Haarsträhnen. Warum hatte sie ihn überhaupt hineingebeten? Einen Bewunderer! Als sei sie dermaßen naiv oder eingebildet.

»Sie interessieren sich also für Paläolinguistik?«

»Ja, sehr.«

»Warum?«

Er antwortete nicht gleich. Seine Finger strichen über den glatten Rand der Melone in seinem Schoß. »Eine ungewöhnliche Frage für jemanden, der diesem Fach sein ganzes Leben gewidmet hat«, sagte er schließlich.

»Ganz und gar nicht«, erwiderte sie. »Gerade weil ich mein ganzes Leben an die Paläolinguistik verschwendet habe, habe ich auch das Recht, Ihnen diese Frage zu stellen.«

»Sie halten es also für verschwendete Zeit?«

Sie starrte auf die undeutlichen Umrisse der Gestalt außerhalb des Lichtkegels. Sein Alter war schwer zu schätzen. Die Stimme allein ließ keinen eindeutigen Schluss zu. Ihrem Klang nach zu urteilen, hätte er um die dreißig, aber auch genauso gut um die fünfzig sein können. Ihm zuliebe hoffte sie Ersteres. Denn dann wäre der Verlust seiner Illusionen wesentlich leichter für ihn zu verkraften. Wenn damals doch auch sie jemand zur Vernunft gebracht hätte.

»Sehen Sie sich doch um. Sie befinden sich in einem winzigen Kellerzimmer, das früher einmal als Hausmeisterkammer gedient hat und in ein paar Monaten, wenn ich in Rente gehe, auch wieder dienen wird. Und weil ich all diese Dinge, die Bücher und den restlichen alten Krempel, nicht mit nach Hause nehmen kann, wird einfach alles weggeworfen wie unnützes Gerümpel. Doch selbst wenn ich alles mitnehmen würde, käme es letztlich auf dasselbe heraus. Nach